

## Leben und Tod in Tana Toraja

Von Walo Kamm

Im Herzen der vom Äquator durchzogenen und durch ihre bizarre Orchideenform auffallenden indonesischen Insel Sulawesi (ehemals Celebes) liegt Tana Toraja, das «Land der Toradscha» (indones. j = dsch). Dieses Volk von mehreren Hunderttausend Stammesgenossen ist zwar, wie man so sagt und wie es halt so geht, «zivilisiert» worden, hat sich aber doch seine eigenwilligen und beachtenswerten Traditionen bis in die heutige Zeit bewahrt. Die paradiesisch anmutende Gebirgslandschaft birgt zudem allerorten einzigartige «Geheimnisse». Der Tod ist das wichtigste Ereignis im Leben, sagen die Toraja – und handeln dementsprechend: Ihre Totenfeste sind die prunkvollsten Begräbnisse auf unserer Erde.

Als hätte man nur auf mich gewartet, beginnen gleich die Feierlichkeiten. In stundenlangem Marsch bin ich, zusammen mit Tausenden von barfüßigen Einheimischen, in die von Mythen und Mysterien erfüllten Hügel von Sangalla gepilgert. Hier «wohnt» in seinem reich ornamentierten schiff förmigen Haus der letzte Toraja-König, Laso Rinding Puang Sangalla, umgeben von seinen Lieblingsfrauen, die ihm täglich frisches Essen an sein Lager bringen, während sie selbst fasten (Reisabstinenz).

Trotzdem wartet der *Puang* (König oder Fürst), Kopf nach Westen gerichtet, seit über vier Jahren und drei Monaten darauf, von dieser schönen in eine andere, noch bessere Welt geleitet zu werden. Denn so lange schon ist «der Schlafende», wie er von Familienangehörigen noch oft genannt wird, biologisch tot.

Schon in seiner Sterbestunde strömten zahlreiche seiner Untertanen herbei, um ihm die «letzte» Ehre zu erweisen. Der todkranke 86-Jährige wurde damals auf den Knien seiner engsten Angehörigen gehalten, denn die lokale religiöse Tradition erlaubt nicht, dass ein Sterbender den Boden berührt. Sogar als Leichnam wurde er noch stundenlang von den Trauernden gehal-

ten, während die rituelle Waschung vorbereitet wurde. Erst nach dieser Reinigung legte man den toten Fürsten zur feierlichen Einkleidung nieder. Nach der Aufbahrung im Sterbehaus wurde er zwecks Mumifizierung im Dschungel ausgesetzt. Danach führte man die in Totentücher gehüllten Gebeine in das inzwischen eigens dafür errichtete, mit magischen Symbolen und Gemälden, Büffelkopf und Holzschnitzereien ausgestattete Totenhaus über.

Viele prunkvolle Trauerzeremonien sind seither abgehalten worden, doch Geist und Seele des physisch Toten sind noch immer da. Diese Einzelheiten erzählt mir Sombolinggi, ein älterer, oft nachsichtig über meine Ungeduld lächelnder Toraja, einer der sehr wenigen, die etwas Englisch sprechen; ich habe ihn beim Herwandern – zufällig? – kennengelernt.

### Zeit für den Abschied

Es ist Zeit für den Beginn der lang erwarteten Abschiedsrituale. Unter lautem Wehklagen, Rufen und Jubelgeschrei wird der verstorbene *Puang* eben vom Totenhaus zum *Rante*, dem mit bizarr geformten Megalithen besetzten Opferplatz, gebracht. Der reich geschmückte rote Stoffsarg

wird von einer verkleinerten Nachbildung des prächtigen Totenhauses überdacht, und das Ganze wird auf einem stabilen Bambusgerüst von Dutzenden von Männern querfeldein über die Reisfelder getragen, wobei die Tragenden von Zeit zu Zeit einige Schritte zurückspringen und den Sarg etwas in die Höhe «werfen», um allfällig noch folgende böse Geister irrezuführen.

Als heilig geltende Wasserbüffel, nur zum Zweck ritueller Verwendung gezüchtet, formen mit dem «magisch wirkenden» Büffelbanner die Spitze der Prozession; die Büffel beherrschen als Symbol des Todes das Leben der Toraja. Gefolgt werden sie von Stammeskriegern mit den historischen Waffen des Toten, einem Bambusgestell mit dem *Tau-Tau*, dem holzgeschnitzten, etwa dreiviertel mannshohen Abbild des Fürsten, und schliesslich den noch lebenden Frauen des Verstorbenen, wehklagend unter schwarzen Zelten hockend, die ebenfalls auf Bambusgerüsten getragen werden.

Die Prozession erreicht den weiten *Rante*, der von über fünfzig nur für dieses *Tomate* (Totenfest) erstellten zweigeschossigen Gästehäusern mit den typischen, weit vorragenden Giebeln gesäumt wird. In der Mitte der Kultstätte steht der *Lakkean* (das letzte Totenhaus), eine elegante Struktur aus Bambus, ohne Verwendung eines einzigen Nagels errichtet.

Über eine primitive Bambusleiter werden Sarg und Witwen ins obere Geschoss getragen, wo sie weiterhin, wie schon seit vier Jahren, Totenwache halten. Bis zur eigentlichen Bestattung in der Felswand können nochmals Tage oder Wochen vergehen, niemand scheint das so genau zu wissen. Die Zeit hat in Tana Toraja noch nicht richtig Fuss gefasst. Es ist üblich, Feierlichkeiten sehr kurzfristig auf «irgendwann später» zu verschieben.

Während die Wasserbüffel, an Opfersteinen festgebunden, auf dem *Rante* mit Gleichmut ihres Schicksals harren, beginnen daneben auch

schon die zeremoniellen Tänze und Gesänge (*Ma'katia*) der festlich kostümierten Mädchen mit den bunten «Bischofshüten» – sowie die monotonen Totengesänge der Männer: Beim *Ma'badong* formen die in schwarze Sarongs und weisse Hemden gekleideten Männer mit eingehängten Armen einen grossen Kreis und bewegen die Füsse in gemeinsamen tanzähnlichen Schritten, während sie in traditionellen Versen das tapfere Leben des Verstorbenen und die legendenreiche Geschichte des Toraja-Landes preisen. Die Totenklagen erschallen während aller noch folgenden Nächte der Feierlichkeiten.

### Rituelle Büffelopfer

Wasserbüffel sind bei den Toraja von alters her der Massstab für Ansehen und Wohlstand gewesen. Am höchsten bewertet wird die schwarzweiss gefleckte Art (*tedong bonga*), für die meistens der zehnfache Preis eines nur grauen oder braunen *Tedong* bezahlt wird.

Plötzlich ertönen Schreie aus einem Winkel des Opferplatzes. Zwei starke Bullen sind zum Kampf gegeneinander losgelassen worden. Grosse Menschenscharen strömen herbei. Totenfeste sind praktisch das einzige Spektakel bei den Toraja, und Büffelkämpfe sind dabei ihr Lieblingsschauspiel.

Als einer der grauen Kolosse unvermittelt in Panik die Flucht ergreift, stieben die Zuschauer auseinander, um nicht überrannt zu werden. Hinter den Häusern geht der Kampf verbissen weiter, wobei Zäune und eine kleine Hütte niedergerissen und zertrampelt werden. Der *Bonga* gleitet auf einer Bambuswand aus und wird von seinem Gegner über den Rand einer etwa acht Meter hohen Steilböschung gestossen; rückwärts stürzt er ab und überschlägt sich dabei zweimal. So ernsthaft-dramatisch geht es allerdings selten zu.

Der wichtigste Augenblick kommt jedoch erst: Ein Knecht führt einen der gelassen warten-

den Büffel vor den *Lakkean* und schlägt ihm dort mit einem alten Kopfhägerschwert gekonnt die Halsschlagader durch. Der Büffel springt in die Luft, das Blut spritzt in Strömen aus der grossen Wunde. Noch während sich das Tier aufbäumt und mit den Beinen um sich schlägt, springen mutige Buben und auch Männer herbei und stecken Bambusrohre in die Öffnung am Hals, um das Blut aufzufangen. Später wird es in den Bambusgefässen am offenen Feuer eingekocht und von den Anwesenden verspiesen – einerseits als Delikatesse, andererseits als Ritualmahlzeit im Glauben, damit etwas von der Seelenkraft des Büffels in sich aufzunehmen.

Mit dem notwendigen Opfer der Büffel, Schweine und Hühner – je mehr, desto besser – wird der Seele des Verstorbenen der Weg ins Jenseits geebnet. Der Sarg auf dem *Lakkean* liegt jetzt in Nord-Süd-Richtung, sodass der Fürst (resp. sein Leichnam) nach Süden «blickt»: Damit ist der Tod erst wirklich anerkannt worden, und die Seele ist nun endlich frei, ins Reich der Seelen weit im Süden zu ziehen – jenseits des grossen Stroms, der das Reich der Lebenden von dem der Toten trennt. Sombolinggi erklärt mir alles geduldig.

Toraja-Häuser würden übrigens so gebaut, dass die Frontseite nach Norden gerichtet ist, und die Kinder würden von den Älteren oft ermahnt, in Ost-West-Richtung zu schlafen, um kein Unheil auf sich zu ziehen.

### Fleisch für die Armen

An jedem Tag des dauerhaften Festes wird eine jeweils genau bestimmte Anzahl von Büffeln rituell geschlachtet. Für das standesgemässe *Tomate* eines angesehenen Mannes verlangt die Tradition ein Minimum von zwölf Büffeln, bei Fürsten und Aristokraten kann die Zahl der insgesamt geopfernten Tiere jedoch in die Hunderte gehen.

Das solcherart zur Verfügung stehende Fleisch dient natürlich auch notwendig-nützlich

chen Zwecken. Denn Fleisch gibt's praktisch nur bei Feierlichkeiten – sieht man vom dienstäglichen Hundemarkt in Rantepao ab. Eine vielköpfige Trauergemeinde muss gepflegt werden, und was dann noch übrigbleibt, wird unter die ärmere Bevölkerung verteilt. Dies geschieht von einem hohen Bambusgerüst, dem *Bala'kaan*, herab, wobei der Verteiler auf der Plattform beim Herabwerfen des Fleisches den Namen des so Beschenkten ruft – und zwar in einer Reihenfolge, die er offenbar auch bei Hunderten von Wartenden auswendig weiss: Jeder der Anstehenden, die das Fleisch übrigens mit grösster Selbstverständlichkeit entgegennehmen, kommt – seiner gesellschaftlichen Stellung entsprechend – an einer genau festgelegten Stelle an die Reihe.

Nach jedem Totenfest sieht man noch tagelang Leute mit riesigen blutigen Fleischhappen, die an Bambusstecken baumeln, in ihre fernen Dörfer zurückwandern.

Was immer Seltsames geschehen mag in Tana Toraja – alles lässt sich mit *Adat* erklären oder auch «entschuldigen». *Adat* ist stärker als viele Gesetze der Regierung. «Überlieferung» oder «Gewohnheitsrecht» übersetzen *Adat* nur unzulänglich, da unsere Sprache auf einem ganz andern Realitätsbezug basiert. Zwei in der westlichen Welt etwas verkümmerte Gefühlswerte sind die Grundlagen von *Adat*: *Siri* als rationales Gefühl umfasst Verantwortung, Würde, Scham und «Gesicht-bewahren»; *Pattje* als betont emotionelle Regung zeigt sich in Fürsorge, Mitgefühl, Liebe und Zärtlichkeit. Verantwortungsgefühl und Rücksichtnahme auf den Einzelnen bestimmen noch heute das Zusammenleben des Toraja-Volkes.

Mit grösster Selbstverständlichkeit werde auch ich von Anfang an als Gast behandelt, gepflegt und untergebracht. Die Toraja sind hilfsbereite, höfliche und unverdorben Menschen, die zwar meistens sehr bescheiden leben, aber niemals einen «Aussenseiter» unter sich haben.

Jeder gehört zu einer der fast ins Unendliche verästelten Grossfamilien – sogar der weisse Fremdling.

### Ursprüngliches Umweltbewusstsein

Als ich noch sehr früh am nächsten Morgen auf den *Rante* hinausblicke, bewegt sich bereits die Prozession der Trauergäste würdevollen Schrittes um die weitläufige Kultstätte. Ob Einzelpersonen oder ganze Familien, Verwandte oder Abordnungen auch der weitest entfernten Dörfer des Toraja-Landes – alle integrieren sich schweigend in die bald gehende, bald stehende, mit kurzen Unterbrechungen nun tagelang vorbeiziehende Einerkolonne. Im speziell dafür eingerichteten Empfangshaus werden die einzelnen Gruppen von engen Mitgliedern der Trauerfamilie in Trachten zeremoniell begrüsst und bewirtet: Kaffee und Kuchen, Betelnüsse und Zigaretten aus erlesenstem Geschirr, von bildhübschen «Hostessen» mit tadellosen Manieren und liebevollem Lächeln serviert. Oftmals wird noch eine kleine Ansprache oder eine «Klage-minute» eingeschaltet.

Die Gäste bringen auch Geschenke mit: Allem voran prächtige Exemplare wertvoller Wasserbüffel mit festlich geschmückten Hörnern, die oft mit echtem «Alpauzug»-Jodeln vorgeführt und von den vielleicht zehntausend Zuschauern entsprechend bestaunt werden, dann grunzende Schweine, die an Tragstangen aus Bambus hängen, Hühner, Früchte, Körbe mit Reis, *Tuak* (gärender Palmwein) in Bambusrohren sowie wertvolle Erbstücke oder sinnige Andenken.

Doch Geschenke sind in Tana Toraja nicht einfach Geschenke. «Gibt jemand etwas weg, was er besonders geschätzt oder oft benützt hat, so gibt er damit ein Stück seiner Seele weg», erklärt mir Sombolinggi, «denn solche Dinge haben von seiner Seele in sich aufgenommen.»

Ich frage ihn, ob bei den Toraja denn alles «Seele» enthalten könne.

«Grundsätzlich ja – aber eben verschieden viel. Beispielsweise in einem Baum, besonders dem Sandelholzbaum, ist Seelenkraft, in einem gewöhnlichen Stück Holz aber nicht. Wird dann jedoch ein *Tau-Tau* daraus geschnitzt, so wird es wieder beseelt. Eine sehr seelenkräftige Pflanze ist *Tabang*, deshalb wird sie oft bei den Häusern gepflanzt. Im Reis und im Büffel ist am meisten Seelenkraft enthalten. Je mehr Reis und Büffelfleisch wir essen, desto mehr Seelenstoff nehmen wir in uns auf. Deshalb ist jedes Totenfest ein sehr wichtiger und kräftigender Akt für die Menschen, die daran teilnehmen.» Reis und Büffel sollen die Toraja mit den mythischen Wurzeln des Lebens verbinden.

«Ist diese «Seelenkraft» nicht einfach Lebenskraft?»

«Natürlich ist es Lebenskraft – aber eben geistige. Diese Kraft ist in der ganzen Schöpfung enthalten. Ein gewöhnlicher Hügel enthält wenig, ein mit *Tau-Tau* besetzter Fels jedoch viel Seelenkraft. Sie verbindet die Berge und das Wasser und die Pflanzen und Tiere und Menschen und auch scheinbar «tote» Gegenstände miteinander – innerhalb dieser Welt und natürlich auch mit der «andern Welt» der Seelen.»

Die traditionsverbundenen Toraja fühlen sich nicht besonders erhaben über die göttliche Schöpfung, sondern eher als gleichwertiger Teil des Ganzen, das heisst aller auf der Erde existierenden Lebensformen. Ihre Naturreligion lässt sie die Natur als Partner achten, anstatt sie rücksichtslos auszubeuten. Das ökologische – und damit auch menschliche – Gleichgewicht ist denn hier auch in einem selten hohen Grad bewahrt geblieben.

### Ein Netzwerk von Verpflichtungen

Sombolinggi erklärt mir auch, wie durch die selbstverständliche Einladung der Gastgeber und die Opfergaben der Gäste eine innige Beziehung zwischen den einzelnen Familien- und

Dorfgemeinschaften entsteht, ein Gefühl der unauflösbaren Verbundenheit, das vom individuellen Menschen bis zum ganzen Stamm reicht. Wasserbüffel, Reis oder «beseelte» Gegenstände werden von der Familie für den Tag des nächsten Totenfestes aufgespart. So wird das Leben und Streben der Toraja hauptsächlich von diesem Aspekt des mit Sicherheit eintreffenden Todes bestimmt. Sie kennen weder Ausgelassenheit noch Verzweiflung, weder Betrunkene noch Bettler, denn jeder gehört zu einer grossen Familie und wird sich dieser Verantwortung ständig aufs Neue bewusst.

Im Laufe der Jahrhunderte ist jede Familiengemeinschaft in ein fast unvorstellbar komplexes Netzwerk von – nicht immer nur moralischen – Verpflichtungen verstrickt worden. Opfert ein einfacher Bauer beim Tod eines Hochgestellten auch nur ein Huhn, so erhält er bei einem Todesfall in seiner Familie vielleicht ein Schwein oder sogar einen Büffel. Diese Gabe lässt den Toten nicht als Bettler nach *Puya* (das jenseitige Paradies) kommen und gibt der ganzen Familie vermehrtes Ansehen – aber auch die moralische Verpflichtung, bei Gelegenheit wieder einen gerechten «Ausgleich» zu schaffen. Überdies ist nun dank dem Schwein und andern Gaben genug Fleisch für die Trauergemeinde oder auch noch zum Verteilen an andere Arme vorhanden.

Das «System» beruht auf einer «chaotischen Ordnung»: Jeder kann mehr geben oder weniger, als seine Familie früher empfangen hat, und steht dann einfach dementsprechend im «Soll» oder im «Haben». Dieses Geben und Empfangen findet aber nicht nur zwischen, sondern auch innerhalb der Familienclans, Dorfgemeinschaften und Talschaften statt. Das Erstaunliche ist, dass dabei die Übersicht nie verloren wird; Puang Laso' Rinding repräsentierte immerhin die 26. Generation seines Fürstengeschlechts.

Und wenn jemand sich seiner «Schulden» plötzlich entziehen wollte? «Das gälte als grobe

Beleidigung der ganzen Volksgemeinschaft und als Absage an die Familienverantwortung», sagt Sombolinggi. «Nur ganz wenige Söhne oder Töchter, wie weltlich sie auch eingestellt sein mögen, würden die Verachtung der Familie der wirtschaftlichen Bürde vorziehen.»

### Das Geheimnis der *Tau-Tau*

In Sangalla gibt es wieder einmal eine zunächst unerklärliche «Unterbruchszeit». Zehn Tage lang werden nun Hahnenkämpfe stattfinden. So habe ich endlich Zeit, einige der spektakulären Felsenfriedhöfe zu besuchen.

Besonders Lemo und Londa, in der Nähe der Strasse zwischen den beiden Hauptorten Rantepao und Makale gelegen, sind bekannt für ihre zahlreichen *Tau-Tau*, die fast lebensgrossen, aus Holz geschnitzten und mit echten Kleidern versehenen Abbilder der Toten. «Grundsätzlich ist ein *Tau-Tau* das Symbol der Toraja-Noblesse, eine Erinnerung daran, dass hier die Überreste eines verehrten Menschen liegen», erläutert der mich begleitende Sombolinggi. «Aber es ist auch Kraft in den *Tau-Tau*. Sie sollen den letzten Frieden der hier Ruhenden bewahren.»

«Eine Holzfigur als Grabwächter?»

«*Tau* heisst Mensch. Ein *Tau-Tau* ist ein Mensch-Mensch und hat vom Geist des Verstorbenen in sich aufgenommen. Wer immer zu den Gräbern kommt, schaut bestimmt zur Galerie der *Tau-Tau* auf. Wer mit böser Absicht kommt, wird durch den durchdringenden Blick der *Tau-Tau* stumm und schwindlig gemacht.»

«Weshalb sollte jemand mit böser Absicht kommen?»

«Vor langer Zeit wurden die Toten ganz einfach am Fuss der Felsen begraben. Damals wurden ihnen üblicherweise auch Wertgegenstände ins andere Leben mitgegeben. Dann, vor etwa vier oder fünf Jahrhunderten, kamen Fremdlinge und raubten die Gräber aus. Diese Entheiligung hatte in Tana Toraja eine allgemeine

Revolte zur Folge: Die Invasoren wurden verjagt. Als Resultat der für die Religion katastrophalen Plünderung werden die Grabstätten seither hoch oben in den Felswänden angelegt und mit *Tau-Tau* beschützt.»

In Londa schützt eine mächtige offene Höhle die auf einem hölzernen Balkon versammelten *Tau-Tau* vor Regen und Sonnenglut. Daneben vermodern kunstvoll geschnitzte Säрге, und in einer kleinen, düsteren Höhle liegen über ein Dutzend Totenschädel in Felsnischen.

### Die Sache mit der Seele

Den Gesprächen mit Sombolinggi kann ich entnehmen, dass *Bamba* (Seele), *Deata* (Geist) und *Ta Dala* (Ahnen) die Schlüsselwörter der animistischen Toraja-Religion *Aluk Ta Dolo* sind. Opfertgaben an den *Deata des Landes* werden üblicherweise am frühen Morgen auf der Ostseite des Hauses dargebracht. Auf der Westseite werden die nachmittäglichen Opfer für die Ahnen ausgeführt.

Die Sache mit der Seele ist auch in Tana Toraja nicht einfach. Einige alte Kulturvölker Asiens haben schon herausgefunden, dass der Mensch in mehrere «innere Schichten» aufgeteilt ist, sozusagen ein (geistiger) Körper im andern, ähnlich den russischen Puppen in der Puppe. Die Toraja unterscheiden drei verschiedene «Seelen»: *Sunga* (Lebenskraft), *Sumanga* (Geist, ähnlich dem Astralleib?) und *Bambo*, das persönlichste dieser Geisteswesen, das sich bei besonderen Gelegenheiten, z. B. während eines Traums, sogar vom zugehörigen menschlichen Körper entfernen kann. Trifft diesen während einer solchen Absenz der Tod, kann *Bambo* erst nach minutiöser Erfüllung bestimmter Rituale zusammen mit den «Seelen» der geopferten Tiere nach *Puya* ziehen; ohne die Zeremonien bliebe *Puya*, der Himmel, für *Bambo*, die persönliche Seele, unerreichbar. Das sind nur grobe Stichworte dieser gleichzeitig einfachen und komplexen Naturreligion.

Die alten Mythen der Toraja erzählen auch von einem allmächtigen Gott und einer Schöpfungsgeschichte sowie Legenden, die den exemplarischen biblischen Geschichten von Adam und Eva, Kain und Abel, Noah und der Sintflut und dem Turmbau zu Babel fast zum Verwecheln ähnlich sind.

Sombolinggi führt mich auch zu einigen *Liang* (Gräbern) bei Suaya, wo der *Puang* von Sangalla bestattet werden soll. Am Fuss der «königlichen» Felswand sitzen zwei etwas seltsame Figuren: Die eine, in Reissverschlusswindjacke, einen Sombrero auf dem Kopf und einen abgebrochenen Arm vor sich, schaut mit stechendem Blick zwischen Haarsträhnen durch; die andere hält einen halb vermoderten Geldschein in der Hand und den mit einem christlichen Kreuz versehenen (und wohl noch fast aus kannibalischen Zeiten stammenden) Tropenhelm eines Missionars auf dem Haupt.

Die *Tau-Tau* von Suaya werden gerade aufgefrischt, eingölt und neu eingekleidet, um wieder würdig auszusehen für die bevorstehende Ehre, wenn der König sich ihnen zugesellt. Solche liebevollen Auffrischungen finden mancherorts bei derartigen Gelegenheiten statt; andernorts wiederum lässt man der Natur den Lauf.

### Christliches Begräbnis mit Büffelblut

Noch während in Sangalla mehr oder weniger «Pause» gemacht wird, beginnt keinen Tagesmarsch davon entfernt, in Nanggala, das zweite der Super-Totenfeste des Jahrzehnts. Das in gut zehntausend Arbeitsstunden erbaute «Festdorf» liegt in einer von Reisfeldern umgebenen erhöhten Palmen- und Bambuswaldoase. Im Gegensatz zum «offenen» *Rante* in Sangalla sind hier alle Gästehäuser eng zusammengebaut und bilden ein kompaktes kleines Dorf. Rombelayuk, der Aristokrat der hiesigen Gegend, ist zwar weniger als ein Jahr «tot», doch scheint schon alles bereit zu sein für die Verabschiedung.

Am *Lakkean* kann nicht nur ein einzelner goldener *Kris*, sondern eine stolze Auswahl der reichverzierten und äusserst wertvollen Krummdolche bewundert werden; die Erbstücke sind Allgemeinbesitz der Grossfamilie.

Es kommen etwas weniger Gäste und Zuschauer als in Sangalla, aber immer noch Tausende. Nanggala bietet im grossen Ganzen ein etwas dezidiertes und «diskreteres» Spektakel mit weniger Geschrei, dafür besseren Büffelkämpfen. Kein Wunder, es soll ja auch ein christliches Begräbnis sein; der *Siambe* (Vater), wie Rombelayuk von seinen «Untertanen» angesprochen wurde, ist Christ gewesen – etwa ein Viertel der Toraja sollen Christen sein –, und so zielt wenigstens ein kleines goldenes Kreuz den von Büffelblut bespritzten roten Sarg.

Sein Neffe und Nachfolger als Herr über jetzt achttausend Menschen ist Ulia Salurapa, einer der ganz wenigen Toraja, die je an einer Universität studiert haben. Als er mich sieht, zieht er mich sofort am Arm zur Seite und beginnt mich mit kniffligen Fragen über Washington, Australien und die schweizerischen Sexualbräuche zu bombardieren, während er mich mit dem Wunsch, ich möge doch «zumindest ein paar Wochen» bleiben, einfachheitshalber gleich in einer offenen Loge für Ehrengäste vis-à-vis dem Totenhaus einquartiert.

Man gewöhnt sich auch an die stets offenbare Präsenz des Todes. Hat mich anfangs noch das überwältigende Gesamtschauspiel gefangen gehalten, so kann ich nun vermehrt auf Details achten. Ich erkenne viele Gäste und Zuschauer, die schon in Sangalla dabei waren. Offenbar wandern sie, barfuss wie immer, von einem Totenfest zum andern.

### **Bambus ist alles**

Zu jeder Tages- oder Nachtzeit ertönen bei besonderen Zeremonien die «Reistrommeln»: Ausgewählte Frauen beginnen, mit schweren

Hölzern den in kanuförmigen Holzmörsern liegenden Reis symbolisch und auch praktisch zu bearbeiten; die hohl schallenden Töne ergeben einen lebendigen Rhythmus, wie von Totentrommeln.

Das frische Wasser zum Kochen und Waschen wird in einem mehrere Hundert Meter langen, sehr erfinderisch konstruierten und sogar über einen Hügel führenden Bambusrohr-aquädukt hergeleitet. Bambus ist überhaupt das in Tana Toraja zu jedem denkbaren oder auch «undenkbaren» Zweck verwendete Gratismaterial. Als Gefäss wird es z. B. zum Aufbewahren von Nahrungsvorräten benutzt – vor allem aber als «Wegwerfbecher» für grössere und kleinere Portionen von *Tuak*, dem äusserst «süffigen», aus der Zuckerpalme gewonnenen «Most». Die Webstühle und auch ganze Brücken werden aus Bambus konstruiert, wie auch der grösste Teil der Häuser. Sämtliche benötigten Werkzeuge und Bestecke lassen sich leicht aus Bambus schnitzen, Körbe, Tragtaschen und Matten werden daraus geflochten. Schweine und Hunde trägt man in Bambusgeflechten zum Markt (Hunderagout gilt als Leckerbissen und ist erst noch billiger). In Makale sah ich ein komplettes Blasorchester auf raffiniert konstruierten Bambusinstrumenten spielen. So einfach ist das Leben mit Bambus.

### **Gespräch mit dem «Häuptling»**

«Nach den grossen Kirchen oder der Moschee in Makale zu schliessen, müssten die Toraja eigentlich fest an den christlichen Gott oder Allah glauben», sage ich herausfordernd zu Salurapa, der eine Ausnahme von den sonst recht schweigsamen Bergbewohnern ist. «Viele sind umerzogen worden», antwortet er diplomatisch. Doch dann blitzt es plötzlich durch sein studiertes Hirn: «Man könnte es vielleicht «brainwashing» nennen. Doch alle sind sie wieder hergekommen, wie seit alters. Die Torajas fühlen sich nur

bei den traditionellen Kulthandlungen wirklich geborgen und zuhause – wie ihr in den Kirchen oder Moscheen. Die Seele verlangt nach dem, was sie gewohnt ist.»

«Wird Ihre Familie denn gewisse Rücksichten auf das Christentum Ihres verstorbenen Onkels nehmen?»

«Die Toraja versuchen immer, rücksichtsvoll zu sein. Animisten, Christen und Moslems leben bei uns in völliger Harmonie zusammen. Vielleicht wird der Pater von Rantepao kommen, um den Sarg zu segnen. Mit all den neuen Einflüssen wird es immer schwieriger, es allen recht zu machen. Auch die Welt der Toraja wird allmählich kompliziert.»

«Nun, es sterben weiterhin jeden Tag Menschen. Allein auf dem Weg hierher habe ich zwei Orte gesehen, an denen ‚Totenfestdörfer‘ erbaut werden. Welch ein Aufwand!»

«Es ist wahr. Wir leben im Grunde genommen sehr bescheiden – doch wenn’s um den Tod geht, handeln wir auf eine Art, die der sogenannten ‚vernünftigen Denkweise‘ widerspricht. Da leben wir weit über unsere Verhältnisse und verschulden uns dabei.»

«Aber haben denn nicht gerade Sie selbst in Makele ein Gesetz durchgebracht, gemäss dem pro Totenfest höchstens noch 24 Büffel geopfert werden dürften? Wenn ich all die geschlachteten Tiere in Sangalla oder hier zählen wollte ...»

«Das Gesetz war zum ökonomischen Schutz des Volkes gedacht. Einzelne Familien sollten sich nicht mehr finanziell ruinieren durch zu grossen Aufwand. Das Gesetz ist jedoch inzwischen wieder aufgehoben worden. Wir müssen die Erwartungen unseres Volkes erfüllen. So grosse Totenfeste wie unseres wird es in Zukunft allerdings kaum mehr geben.»

«Was sagen die Jungen dazu?»

«Der Gehorsam und Respekt der Kinder gegenüber den Eltern ist in Tana Toraja viel tiefer verwurzelt als ‚in der Welt draussen‘. Wir vereh-

ren unsere Ahnen, statt sie zu verspotten. Darin liegt ein Geheimnis unserer Beständigkeit. Wie lange wir aber unsere Traditionen noch aufrechterhalten können, hängt weniger von uns als von der Regierung in Makassar und Jakarta ab – und von euch Fremden.» Er klopf mir begütigend auf die Schulter. «Wir werden wohl bald von Touristen überrumpelt werden. Tana Toraja ist kein selbstständiger Staat und kann das nicht allein entscheiden. Touristen bringen Geld. Geld korrumpiert die Menschen. Ich hoffe, dass die Toraja widerstehen können.»

Nun, frühere Invasoren, die das kleine Land der Kopffäger einst erobern wollten, wurden abgeschlagen oder wieder hinausgeworfen. Obwohl schon vor rund 350 Jahren fast der ganze indonesische Raum unter die Herrschaft der Kolonisatoren geriet, konnten sich die Toraja in ihrer natürlichen «Felsenburg» noch bis ins frühe 20. Jahrhundert ihre relative Unabhängigkeit bewahren; erst 1907 mussten sie sich der holländischen Invasionsarmee ergeben. Ähnlich erging es den Missionaren, die erst seit wenigen Jahren wirklich Fuss fassen konnten auf ihrer keine Grenzen kennenden Jagd nach Seelen. Die kommende Konfrontation mit dem Tourismus wird nun wohl zum letzten und entscheidenden «Wahrheitstest» für Tana Toraja.

### Seltsame Begegnungen

Auf dem Weg nach La’bo, wo ich eine interessante Gruppe ausdrucksstarker *Tau-Tau* sehen will, treffe ich Sombolinggi wieder. Von den Gräbern in Marante, die er mir empfohlen hatte, bin ich etwas enttäuscht.

«Ich kenne noch einen sehr guten Ort mit *hängenden* Gräbern», tröstet er mich sogleich. «Nahe von dort, wo ich hingehe.» Ich erkundige mich, wo er hingeht. «Nach Mengke’pe, bei La’bo», sagt er trocken. «Zu einem *Tomate*.» Auch er scheint von einem Totenfest zum andern zu ziehen.

In Mengke'pe war eine Bäuerin gestorben. Die Rituale sind aber grundsätzlich die gleichen wie beim Fürsten, nur eben in bescheidenerem Rahmen. Die einfachen Leute haben keine Schau nötig – und trotzdem liegen schon sieben blutige Büffel- und Kuhköpfe in einer Reihe da. Ein einheimischer Pater von der katholischen Mission ist auch da. Er erklärt mir, die Tote würde in eine ebenerdige Felsgruft gelegt, weil das dem Christentum eher entspreche als die sonst üblichen exponierten Grabstätten.

Zwei Buben führen mich zu den «hängenden Gräbern». Diese tragen ihren Namen zu Recht. Die massiven holzgeschnitzten Särge hängen, nur von einzelnen Hölzern knapp gehalten, buchstäblich zwischen Himmel und Erde; um in ihre Nähe zu gelangen, muss ich eine lebensgefährliche Kletterei unternehmen.

Weit hinter dem abgelegenen Dorf Buntao finde ich später in einsamer Waldgegend ein prächtiges «Hausgrab», das stolz auf einem riesigen Felsblock thront. Hausgräber sind Toraja-Stilbauten aus massiven Balken, die so zusammengefügt sind, dass kein Eingang besteht. Um hineinzugelangen, muss das ganze Haus aufgebrochen werden.

An einer Längsseite stehen, vom Dach geschützt, fast zwanzig nach Süden blickende *Tau-Tau*. Einige von ihnen strecken bittend die Hände aus. Auch Kinder sind dabei; eine Mutter hält ihr Kleinkind auf dem Schoss.

Ich klettere auf den Felsen und sehe einer besonders lebensecht wirkenden Figur in die tiefliegenden Augen. Da kriecht plötzlich ein starkes Frösteln meine Wirbelsäule hoch – mir ist, als blicke mich ein lebendiges menschliches Augenpaar an.

Als ich nachher zurückschaue, blickt mich der Betreffende nun aus schrägem Winkel an, wo er zuvor doch «starr» geradeaus geschaut hat ...

## Hierarchische Gesellschaftsordnung

So pendle ich ständig zwischen Särgen und Seelen, Gräbern und Göttern, *Tau-Tau* und *Tomate*. Der Abwechslung halber besuche ich zwischenhinein ein grosses Erntefest auf einem Berggipfel im Quellgebiet des Sadang-Flusses. Das Toraja-Land ist für Wanderungen geradezu ideal. Mit der höchsten Bergspitze auf 3000 m und den Tälern auf etwa 600 bis 1000 m Höhe ist das Klima trotz Äquatornähe recht angenehm.

Die Toraja leben fast ausschliesslich vom Ackerbau. Das bedeutet hier vor allem Reis plus etwas Gemüse und Kaffee. Bis gegen die Gipfel hin sind manche Berge mit kunstvoll angelegten Reisterrassen bebaut. Der Boden wird meist noch mit der Hacke von Hand umgegraben, nur selten wird ein Wasserbüffelgespann mit primitivem Holzpflug eingesetzt.

Viele der «Bauern» sind nur Pächter oder Feldarbeiter und gehören damit, wie die Diener, zur untersten gesellschaftlichen Klasse der *Kaunan*. Ihre Herren gehören grossenteils zur königlichen Familie der «weissblütigen» *Puang* oder zu sonst einer der obersten Aristokratenfamilien wie die *Madika* oder *To'makakao*. Die Mittelklasse ist praktisch bei jeder «Berufstätigkeit» anzutreffen. Tod und Ahnenkult halten die hierarchisch geordnete Gesellschaft erstaunlich gut zusammen; an einem Totenfest ist jeder seines Nächsten Bruder. Im Alltagsleben wird die väterliche Autorität jedes *Kepala Lembang* (eine Art allmächtiger Gemeindepräsident oder Distriktschef) akzeptiert.

Das als fröhliches Ereignis erwartete Erntefest wird erstaunlicherweise mit einem den Totenfesten sehr ähnlichen Zeremoniell durchgeführt, nur mit dem Unterschied, dass anstelle von Sarg und *Tau-Tau* eben die fettesten Schweine auf den prachtvoll geschmückten Bambusgerüsten umhergetragen werden. Rhythmische Tanzgesänge der Männer, dichtgedrängt die passiven Zuschauer in den Bambushütten ringsum, das

Schlachten der Opfertiere, Fleischzuteilung, Essen – alles spielt sich in einer recht ernsthaften Atmosphäre ab. Offenbar leben die Toraja erst richtig auf, wenn's um ein Begräbnis geht.

Zur zweitletzten Runde der beiden bedeutenden historischen Totenfeste geht sogar Salurapas grösster Wunsch in Erfüllung: Erstmals kommt der Sultan von Yogyakarta, Vizepräsident von Indonesien, nach Tana Toraja und wohnt den weiteren, vorwiegend aus neu variierten Wiederholungen bestehenden Zeremonien in Nanggala bei. Nun geht es erst recht feierlich zu – schon fast zu viel Pomp und Ritual sogar für ein Toraja-*Tomate*. Auch ich als Fremder werde in den zweitägigen Rummel hineingezogen und dem Sultan vorgestellt; meine Anwesenheit wird zudem in den offiziellen Reden mit schönen Worten gepriesen.

### König im Felsengrab

Inzwischen hat sich auch die Königsfamilie in Sangalla endlich zum eigentlichen Begräbnis entschlossen. An den neuerlichen Büffelopfern und rituellen Tanzdarbietungen können sich die Toraja offenbar nie sattsehen. Dann wird die «ranghöchste» Witwe huckepack genommen, *Tau-Tau* und Sarg samt hausförmigem Baldachin auf die Bambuserüste geladen. Diesmal zieht die wild jubelnde Prozession kilometerweit über die Reisfelder nach Suaya, dem Geburtsort Laso' Rindings.

Ein letztes Mal werfen sich die Frauen laut klagend auf den Sarg, bevor er auf den Schultern von Dienern über eine schwankende Bambus«leiter» in die Höhe gehievt wird. Dort oben, fast zwanzig Meter hoch in der vertikalen Felswand, ist in jahrelanger Handarbeit eine etwa acht Kubikmeter grosse Grabkammer in den harten Fels gemeisselt worden.

Der Sarg ist im Innern verschwunden, man versiegelt den engen Eingang und versieht ihn mit symbolischen Utensilien. Weiter unten wird

der *Tau-Tau* Puang Laso' Rindings der königlichen Familiengalerie zugesellt. Das Grab gehört nun wieder den Ahnen. Als wir zum Opferplatz zurückkehren, ist das dort stehende Totenhaus vollständig abgebrannt; das allerdings ist ein erstmaliges «Happening» in der Geschichte der Toraja-Totenfeiern.

Zusammen mit dem noch immer ganz in Weiss gekleideten Gastgeber, Puang Rante Allo, erhole ich mich am folgenden Tag in den nahegelegenen Thermalquellen von Makula beim heissen Bad von den Anstrengungen der für mich fast vierwöchigen, für ihn quasi vierjährigen Feierlichkeiten.

Ob er erleichtert sei, dass nun alles überstanden sei, frage ich den Enkel des toten *Puang*, jetzt dessen Nachfolger als Chef über Familie und Bezirk.

«Ein Totenfest ist bei uns nie zu Ende», meint er gelassen. «Erstens einmal gibt es weitere umständliche Zeremonien. Das Entscheidende aber ist, dass dies alles gar nie ein Ende haben kann. Noch auf Generationen hinaus sind wir durch die vielen Gaben mit fast allen Grossfamilien und Dörfern aufs Engste verbunden, sei es als «Schuldner» oder «Gläubiger». Es sind nie endende gesellschaftliche Verpflichtungen, ein ewiger Kreislauf.»

### Ewige Suche nach dem Paradies

Zum Abschied wandere ich noch einmal den langen herrlichen Weg nach Batutumonga hinauf, denn «nächstes Mal» werde ich das Paradies vielleicht vergeblich suchen. Die Satteldächer der Häuser wirken von ferne wie grosse Boote im hellgrünen Bambusgehölz, die Reisterrassen leuchten in allen Farbtönungen. Blutrote Abendwolken und das morgendliche Nebelmeer sind die üblichen Zugaben zum stimmungsvollen Panorama. Die Menschen zeigen mir stolz ihre reich geschmückten und mit magischen Utensilien behängten *Tongkonan* (Wohnhäuser) und

die oftmals noch prunkvolleren Vorratsscheunen. Die Anzahl der Büffelhörner an der Frontwand weist Ansehen und Wohlstand der Bewohner aus. Und die Kinder können hier noch Kinder sein.

Während Jahrtausenden haben die Toraja so isoliert von ihren Nachbarvölkern gelebt, dass sich ihr ethnologischer Status kaum beweisbar feststellen lässt. Der Name *Toraja* (Toradscha) kommt vom einstigen lokalen Ausdruck *Tō-ri-aja* = wörtlich «Menschen von oben». Obwohl das und die seltsame Form ihrer Hausdächer die Herkunftsversion von den «UFOs» zu gewissen Zeiten populär machte, gilt es heute als am wahrscheinlichsten, dass sie – wie ihre «entfernten Verwandten», die Batak in Nordsumatra und die Dayak in Borneo – als protomalaiische Rasse ursprünglich aus Zentralasien oder Indochina stammten und vor 4000 bis 5000 Jahren auf die grosse Wanderung gingen, die sie auf diese orchideenförmige Tropeninsel führte, wo sie im gebirgigen Zentrum vor den Verfolgungen der aggressiven Küstenbewohner schliesslich Zuflucht und Ruhe fanden. Anthropologen glauben, dass die eigenwillige Form ihrer Satteldächer mit den an Bug und Heck eines historischen Bootes gemahnenden Giebeln einer sehnsuchtsvollen Erinnerung an ihre alles entscheidende Fahrt übers Meer entspringe.

Auch in Batutumonga werde ich zum Bleiben aufgefordert, da «bald» ein grosses Totenfest stattfindet; die Gästehäuser sind schon im Bau ... Doch weiter zum gigantischen runden Felsblock bei Loko'mata, in den Dutzende von Grabkammern gemisselt wurden. Dann hinab nach Pa'na. Wie immer auf solchen «Grabwanderungen» in Tana Toraja fühle ich mich nicht allein. Es ist, als würde mich ein unsichtbarer Jemand begleiten und führen.

Pa'na ist für mich der stimmungsvollste aller Felsenfriedhöfe – nicht nur, weil ich ihn

allein «entdeckt» habe. Seine Ausstrahlung ist so ursprünglich oder unheimlich, dass sie mich wie magisch anzieht. Von einem dichten Waldstück umgeben, liegen die sich aus einem riesigen «Krater» erhebenden Steilfelsen stets im Dämmerlicht. Ich erfülle mir einen uralten Bubenraum, als ich in Felsen und wucherndem Dschungel herumkletterte. Wie verzaubert oder verhext, vergesse ich die Zeit und die ganze Welt.

Als ich endlich wieder in den Wald hinaufsteige, steht plötzlich Sombolinggi vor mir. Im ersten Moment glaube ich, er sei ein «Geist». Sombolinggi lächelt verständnisvoll über meine Reaktion. Er sei nur gekommen, um mich vor Einbruch der Nacht nach Rantepao zurück zu geleiten, sagt er. Schweigend steigen wir über Tikala ins Tal hinab.

### Abschied vom vertrauten Gefährten Tod

Als ich den uralten verlotterten Lastwagen besteige, der mich über die vom Regen ausgewaschene Strasse über den Bergpass wieder hinunter in die «Aussenwelt» bringen soll, weiss ich noch nicht, wie sehr ich später den allgegenwärtigen Tod von Tana Toraja vermissen werde; er ist mir inzwischen zum vertrauten Gefährten geworden. Doch mein zeitloses und sorgenfreies Dasein in der archaischen Geborgenheit der Totenfeste ist vorbei.

Ich verlasse das paradiesisch anmutende Land der «lebenden Toten» nicht freiwillig. Nach zwei Verlängerungen ist mein Besuchervisum für Indonesien nun unwiderruflich abgelaufen. Vielleicht sollte ich trotzdem bleiben? Tana Toraja hat bereits begonnen, von mir Besitz zu ergreifen. So danke ich also dem kleinen Land und Volk jenseits der trennenden Berge, das während einiger Zeit meiner suchenden Seele Heimat geboten hat – denn «danke» heisst auf Toraja *kurre sumanga*: «Ruf deine Seele zurück.»